

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 9

Artikel: Das Fässchen
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Höhepunkt. Der Besucher wird darum gut tun, sich der Mühe nicht gereuen zu lassen, um den einzelnen Stücken ihre vorteilhafteste Beleuchtung abzulauschen, sie werden ihn dafür reichlich entschädigen durch eine Fülle von Licht und Farbeneffekten, wie er sie vielleicht nie wieder auf so engem Raum vereinigt findet. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß das Museum die reizende Scheibe vom Jahre 1534 mit dem Ehepaar und dem Käferthanz dem gütigen Zuwokommen der Kaiserin Friedrich verdankt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Fäschchen.^{*)}

Von Guy de Maupassant.

Meister Chicot, der Gastwirt von Epreville, hielt eben mit seinem leichten, unbedeckten Wagen vor der Mutter Magloire. Er war äußerlich ein lustiger Bruder von vierzig Jahren, groß und stämmig, mit rotglühendem Gesicht und starkem Bauch, galt aber im Lande für tückisch und boshaft.

Er koppelte sein Pferd am Pfosten des Gatterthors an und ging in den Hof hinein. Er besaß ein Gut, das an die Ländereien der Alten stieß, nach denen es ihn schon lange gelüstete. Schon zwanzigmal hatte er versucht, sie ihr abzukaufen; allein Mutter Magloire weigerte sich hartnäckig.

„Hier sind wir geboren, hier wollen wir sterben,“ sagte sie dann immer. Er fand sie diesmal, wie sie vor ihrer Haustüre Kartoffeln schälte. Mit ihren zweihundriezig Jahren war sie recht dürr, runzelig und buckelig, aber so unermüdlich wie eine Biene. Chicot klopfte ihr sacht und freundlich auf die Schulter und setzte sich neben sie auf eine Bank.

„Ja ja, Mutter, und die Gesundheit, wie steht's damit? Immer wohlauß?“

„Nicht übel, und bei Euch, Meister Prosper?“

„Hm, 's geht an! Hie und da ein bißchen Gliederschmerzen; sonst könnte man zufrieden sein.“

„Nun, um so besser!“

Weiter sagte sie nichts. Chicot sah ihr zu. Die eine Hand mit ihren gekrümmten, gichtknotigen Fingern, die so hart wie Rabenkrallen waren, griffen wie eine Krebschere nach den in einer Wanne liegenden grauen Knollen und drehte sie flink, während die andere Hand mit Hilfe einer alten Messerklinge lange Streifen abschälte. Und wenn dann die

^{*)} Aus: *Der Regenschirm u. andere Novellen*. Verlag von Albert Langen, 1897.

Kartoffel ganz gelb war, warf sie dieselbe in einen Wassereimer. Drei fecke Hühner kamen eines nach dem andern herbei, krochen ihr sogar unter den Rock, um die Abschnüsel aufzupicken, und stoben dann, ihre Beute im Schnabel tragend, unter heftigem Flügelschlag wieder davon.

Chicot saß besangen, fast ängstlich da; er zögerte, hielt mit etwas hinterm Berge, das nicht hervorkommen wollte. Endlich raffte er sich zusammen und sagte:

„Hört einmal, Mutter Magloire . . .“

„Was? Wo . . . womit kann ich Euch dienen?“

„Die Meierei, was meint Ihr? Wollt Ihr sie immer noch nicht verkaufen?“

„Einstweilen noch nicht. Könnt Euch darauf verlassen. Gesagt ist gesagt. Braucht nicht mehr davon zu reden.“

„Aber ich hätte jetzt ein so hübsches Abkommen ausfindig gemacht, das für uns beide vorteilhaft und angenehm wäre.“

„Was ist es denn?“

„Ich will's Euch sagen. Ihr verkauft sie mir und behaltet sie gleichwohl. Seid Ihr nicht dabei? . . . Ich will es Euch erklären.“

Die Alte hielt inne mit Kartoffelschälen und blickte mit ihren lebhaften kleinen Augen zwischen den runzeligen Lidern hindurch zum Gastwirt auf.

Er fuhr fort:

„Also hört, wie ich's meine. Ich gebe Euch jeden Monat einhundert- und fünfzig Franken. Versteht mich wohl: Jeden Monat bringe ich Euch hierher, auf diesen Platz, mit meinem Wagen, dreißig Fünffrankthalter. Aber das ändert sonst nichts; Ihr bleibt wo Ihr seid; Ihr seid mir nichts schuldig. Ihr habt einfach mein Geld einzusackeln. Paßt Euch das so?“

Er sah sie mit freudiger Miene, wie er sie nur in bester Laune zur Verfügung hatte, an.

Die Alte aber betrachtete ihn mit Misstrauen, eine Falle witternd. So fragte sie denn:

„Das wäre also für mich; aber was dann für Euch? Damit habt Ihr ja die Meierei noch nicht.“

Er erwiderete:

„Plagt Euch nicht damit. Ihr bleibt hier, so lang Euch der Herrgott leben lässt und seid hier zu Hause. Dagegen habt Ihr mir bloß beim Notar ein Papier zu unterschreiben, daß hernach das Gut mir zufällt. Ihr habt keine Kinder, nur einige Neffen, die nie zu Euch kommen, und die es auch nicht übernehmen würden. Paßt es Euch nicht? Ihr

behaltet Euer Gut lebenslang, und ich gebe Euch dreißig Fünffrankthaler jeden Monat. Das alles ist Euch so gut wie geschenkt."

Die Alte überlegte ein wenig; es lockte sie, und sie wurde unruhig. Endlich antwortete sie:

"Ich will nicht nein sagen. Nur muß ich mir die Sache überlegen. Kommt nächste Woche noch einmal; dann wollen wir darüber reden und ich will Euch sagen, was ich davon halte."

Und Meister Chicot ging, siegesfroh wie ein König, der eben ein Land erobert hat. Mutter Magloire war den ganzen Tag sehr nachdenklich. Die ganze Nacht hindurch tat sie kein Auge zu. Vier Tage lang schwankte und zögerte sie in fiebiger Erregung. Sie witterte wohl etwas Schlimmes hinter dem Angebot, aber der Gedanke an die dreißig Thaler monatlich, an das schöne klingende Geld, das in ihre Schürze hineinrollen sollte, das ihr wie eine gebratene Taube zugeslogen kam, ohne daß sie einen Fuß vor die Thür zu setzen brauchte, zehrte an ihr mit fiebiger Begierde.

Sie ging zum Notar und brachte ihren Fall vor. Er riet ihr, den Vorschlag Chicots anzunehmen, nur solle sie fünfzig Thaler anstatt dreißig verlangen, da ihre Meierei, gering angeschlagen, sechztausend Franken wert sei.

"Wenn Ihr noch fünfzehn Jahre lebt," sagte der Notar, "so zahlt er auf diese Weise nur fünfundvierzig Franken."

Die Alte zitterte vor Freude bei der Aussicht auf fünfzig Fünffrankthaler monatlich; doch hegte sie immer noch Mißtrauen, indem sie hundert unvorhergesehene Dinge und verborgene Fallen befürchtete, und blieb bis zum Abend, indem sie den Notar mit immer neuen Fragen ainging und sich nicht zum Weggehen entschließen konnte. Endlich hieß sie ihn, die Aktenstücke aufzusetzen und kehrte verwirrt und berauscht nach Hause zurück, wie wenn sie vier Krüge neuen Apfelwein getrunken hätte.

Als Chicot kam, um die Antwort zu holen, ließ sie sich erst lange bitten und erklärte, sie wolle nicht; aber die Furcht, er möchte am Ende gar nicht einwilligen, fünfzig Thaler zu geben, nagte an ihrem Herzen. Als er in sie drang, brachte sie endlich ihre Ansprüche vor.

Enttäuscht fuhr er vom Sessel auf und wies die Forderung zurück.

Jetzt begann sie, um ihn von ihrer Bescheidenheit zu überzeugen, mit ihm über die wahrscheinliche Dauer ihres Lebens hin- und herzureden.

"Es tutt noch für fünf oder sechs Jahre, mehr nicht. Ich habe jetzt dreieundsiebzig auf dem Buckel, und rüstig bin ich bei alledem nicht. Letzt- hin, in einer Nacht, glaubte ich, es sei aus mit mir. Es war, als ob man mir zur Ader gelassen hätte, so leer im Leib, und man mußte mich ins Bett tragen."

Aber Chicot ließ sich nicht überrumpeln.

„Na, na, alte Schlaubergerin, Ihr seid noch so fest auf den Füßen wie Euer Kirchturm in seinen Grundfesten. Ihr werdet wenigstens ein-hundertundzehn Jahre alt und mich noch begraben helfen; ganz sicher!“

Sie verloren den ganzen Tag mit solchen Plänkseleien.

Aber da die Alte nicht nachgab, willigte der Gastwirt schließlich ein, die fünfzig Thaler zu geben.

Am folgenden Tag wurde das Christstück unterzeichnet und die Mutter verlangte zehn Thaler Draufgeld.

Drei Jahre vergingen. Die gute Alte befand sich so wohl wie ein Fisch im Wasser. Sie schien um keinen Tag älter geworden und Chicot rauzte sich in Verzweiflung die Haare. Ihm kam es vor, als bezahle er diese Leibrente seit einem halben Jahrhundert, als sei er hintergangen, übertölpelt, ruinirt. Von Zeit zu Zeit machte er der Meierei einen Besuch, um nachzusehen, wie etwa ein Bauer im Juli auf seinen Acker nachsicht, ob das Korn für die Sichel reif sei. Sie empfing ihn mit einem Blick, in welchem ein Funke Bosheit schimmerte. Es sah aus, als ob sie sich zu dem feinen Streich, den sie ihm gespielt, Glück wünschte; er dehnte seine Besuche nicht lange aus, sondern stieg bald wieder in seinen Wagen und murmelte dabei zwischen den Zähnen:

„Altes Gerippe, wann willst du denn abkr . . . ?“

Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Er hätte sie am liebsten erdrosselt. Er hasste sie mit dem Hass eines geplünderten Bauern, wie ein Wilder und zugleich wie ein Duckmäuser. Es sah sich nach Helfsmitteln um.

Und eines Tages kam er wieder auf Besuch und diesmal rieb er sich vergnügt die Hände, wie das erstmal, als er ihr den Handel vorschlug.

Nachdem sie einige Minuten geplaudert, sagte er zu ihr:

„Was ich sagen wollte, Mutter, warum fehrt Ihr nie mehr zum Essen bei mir ein, wenn Ihr nach Epreville kommt? Man hält sich darüber auf; man schwätzt bereits aus, wir seien nicht mehr Freunde und das tut mir leid. Ihr wißt ja, daß ihr bei mir keinen Centime zu bezahlen braucht. Auf ein Mittagessen kommt es mir nicht an. Wenn's Euch gefüllt, so tut Euch keinen Zwang an; es macht mir ja Vergnügen.“

Mutter Magloire ließ sich das nicht zweimal sagen; schon am zweitnächsten Morgen stellte sie, als sie auf ihrem Carriol, welches ihr Knecht Célestin lenkte, zu Markte fuhr, ohne Umstände Ross und Wagen bei Meistet Chicot ein und verlangte hernach das versprochene Mittagessen.

Der Gastwirt strahlte vor Vergnügen, behandelte sie wie eine Dame und trug ihr Huhn, Blutwurst, Fleischwurst, Hammelkeule und Sauerkraut



Der Kampf im Drachemied.

mit Speck auf. Aber sie aß beinahe nichts, mäßig, wie sie von Kindheit an im Essen gewesen war und immer von ein wenig Suppe und einer Schnitte Butterbrot gelebt hatte.

Chicot war enttäuscht und wollte ihr mehr aufzötigen.

Sie trank auch nichts, weigerte sich sogar, den Kaffee zu nehmen.

Da fragte er sie:

„Vielleicht nehmt Ihr lieber ein Gläschen?“

„Meinetwegen. Ich will nicht nein sagen.“

Und er rief so laut es ging zum Buffet hinüber:

Rosalie, bring vom Feinen, vom ganz Feinen, vom Behngrädigen.“

Die Kellnerin kam, eine langhalsige Flasche, die mit einem papiernen Traubenblatt geschmückt war, in der Hand.

Er schenkte daraus zwei Gläschen voll ein.

„Versucht einmal das da, Mutter; es ist Melkenwasser.“

Und die gute Alte begann ganz sachte zu trinken, in kleinen Schlücken, um den Genuss zu verlängern. Als sie ihr Gläschen geleert hatte, tröpfelte sie es aus, stellte es hin und sagte:

„Das ist ein feines Tröpfchen . . . wirklich.“

Kaum hatte sie es ausgesprochen, als Chicot ihr ein zweites Gläschen einschenkte. Sie wollte es verhindern, aber sie kam zu spät und kostete und nippte es aus, wie das erste.

Hernach wollte er sie zu einer dritten Runde bewegen, aber sie widersezte sich. Er aber bestand darauf:

„Das Wässerlein da ist wie Milch, glaubt mir's nur; ich trinke zehn, zwölf Gläschen, ohne daß es mir was schadet. Das geht hinein wie Honig. Kein Unbehagen im Leib, kein Unbehagen im Kopf; es ist, wie wenn es auf der Zunge verdüstete. Es gibt nichts Besseres für die Gesundheit.“

Da es sie darnach gelüstete, so gab sie nach, trank jedoch nur bis zur Hälfte.

Jetzt rief Chicot in einem Anfall von freigibiger Großmut:

„Nun denn, da es Euch schmeckt, so will ich Euch ein kleines Fäßchen schenken, Mutter; nur um Euch zu zeigen, daß ich immer noch als guter Freund zu Euch halte.“

Die gute Frau konnte nicht nein sagen und verabschiedete sich mit einem gesunden Räuschchen.

Am folgenden Morgen fuhr der Gastwirt auf dem Hofe der Mutter Magloire vor und hob aus dem Wagenkorb ein kleines, mit eisernen Reifen beschlagenes Fäßchen heraus. Dann wollte er sie den Inhalt prüfen lassen, um ihr zu beweisen, daß es dasselbe Wässerlein sei; und als beide

wiederum drei Gläschchen getrunken hatten, erklärte er beim Weggehen:

„Und dann, wenn es aus ist, so wißt Ihr ja, wo's noch welches gibt, geniert Euch nicht. Es kommt mir auf ein Fäßchen nicht an. Je eher es leer ist, um so mehr freut es mich.“

Und er stieg wieder in seinen Tilbury.

Vier Tage später kam er wieder. Die Alte stand vor der Türe und schnitt das Suppenbrot. Er ging auf sie zu, sagte ihr „Guten Tag“ und sprach ihr ganz nahe ins Gesicht, um ihren Atem zu riechen. Es war ein Hauch von Alkohol darin. Da hellte sich sein Gesicht auf.

„Ihr habt wohl ein Gläschchen von Eurem Süßen für mich?“ sagte er.

Und sie stießen wiederum zwei- oder dreimal zusammen an.

Aber bald ging das Gerücht in der Umgegend herum, Mutter Magloire habe sich dem stillen Trunke ergeben. Bald hob man sie in der Küche, bald im Hofe, bald da und dort auf einem Wege auf und mußte sie, reglos wie ein Leichnam, nach Hause tragen.

Chicot kehrte nicht mehr bei ihr ein und wenn man in seiner Gaststube auf die Bäuerin zu reden kam, so bemerkte er mit trauriger Miene:

„Es ist ein Unglück für sie, daß sie in ihrem Alter noch diese böse Gewohnheit angenommen hat! Wenn man einmal alt, so gibts keine Abhilfe mehr. Es wird nicht mehr lange gehen, so nimmt's ein schlimmes Ende mit ihr! Gewiß!“

Wirklich nahm es ein schlimmes Ende mit ihr. Sie starb vergangenen Winter, um Weihnachten: sie war betrunken im Schnee umgefallen.

Meister Chicot erbte die Mieteirei und oft wiederholte er vor den Gästen im Tone des Bedauerns: „Die gute Alte! Wenn sie sich nicht dem Trunke ergeben hätte, so wären ihr noch zehn Jahre so sicher gewesen, als ich Chicot heiße.“

Reisebriefe aus dem fernen Osten.

Nachdruck verboten.

Bon einer Zürcher Aerztin.

Triest, Hotel buon Pastore, 25. Mai 1897.

Lieber Max!

Trotz der erstickenden Schwüle einer richtigen südlichen Sommernacht, träumte ich von unsern winterlichen Höchttälern. Und was für ein seltsames Traumgespinst: Du und ich, wir hockten auf der warmen Ofenbank in der engen niedrigen Wohnstube im Dürrboden. Der Schnee reichte weit über die niedrigen Fenster heraus, so daß man von den hohen Bergen des Dischmatales nichts mehr sah. Vom Scaletta her hörten wir das